

Klaus-Dieter Sedlacek (Hrsg.)

Der Alchemist Leonhard Thurneysser

Die Lebensgeschichte des
Goldmachers von Berlin



Der Naturwissenschaftler Dipl. -Math. Klaus-Dieter Sedlacek, Jahrgang 1948, studierte in Stuttgart neben Mathematik und Informatik auch Physik. Nach fünfundzwanzig Jahren Berufspraxis in der eigenen Firma widmet er sich nun seinen privaten Forschungsvorhaben und veröffentlicht die Ergebnisse in allgemein verständlicher Form. Darüber hinaus ist er der Herausgeber mehrerer Buchreihen unter anderem der Reihen 'Wissenschaftliche Bibliothek' und 'Wissen gemeinverständlich'.

Inhaltsverzeichnis

LEONHARD WILL ARZT WERDEN

WIRRNISSE DER JUGEND

LANDSKNECHT WIDER WILLEN

LEHRJAHRE IM HARZ

KONSTANZ

TIROL

ZWISCHENSPIEL

THURNEYSSER WIRD HOFARZT

DAS GRAUE KLOSTER

IM WIRBEL DER GESCHÄFTE

DER TOD KLOPFT AN

BRUDER ALEXANDER

ENTTÄUSCHTES HEIMWEH

MARINA

TRÜBER EHEFRÜHLING

SEINE EHE ZERBRICHT

DER REICHTUM ZERRINNT

DIE LETZTE HOFFNUNG

BERGAB

ANHANG



Leonhard Thurneysser. (Aus: Thurneysser, Onomasticon, 1583.)

Nicht ist alles Gold, was gleißt,
Glück nicht alles, was so heißt ...

(Goethe)

LEONHARD WILL ARZT WERDEN ...

Seit Martin Luther sich gegen die Autorität des Papstes aufgelehnt hatte, waren unruhige Zeiten über Deutschland gekommen. Die Kunde von den Ereignissen in Wittenberg hatte sich rasch von Stadt zu Stadt, von Land zu Land verbreitet, und die neue Lehre war nicht nur der Gegenstand heftiger Disputationen unter den Theologen geworden, sondern hatte ihren Eingang auch in die Häuser der Bürger, in die Hütten der Bauern und in die Paläste und Schlösser der Adligen und der Fürsten gefunden. Mit gläubiger Leidenschaft verfochten, mit zähem Eifer bekämpft, war sie das Signal geworden, das zur großen Scheidung der Geister aufrief. Wohl jeder empfand die geschichtliche Bedeutung der Stunde, und nicht wenige mochten dunkel ahnen, dass dies alles nur der Auftakt war zu Geschehnissen von noch größerer Tragweite, die Deutschlands Zukunft für Jahrhunderte bestimmen sollten.

Denn die Unruhe hatte nicht nur das religiöse, sondern auch das politische und soziale Leben ergriffen.

Noch schwelten vom Bauernkrieg her die Brandstätten in Stadt und Land, und schon zogen sich an den Grenzen des Reiches neue Gewitterwolken drohend zusammen. Der römisch-deutsche Kaiser Karl V. kämpfte mit dem französischen König Franz I. um den Besitz Italiens, die Türken waren in Ungarn eingedrungen und näherten sich Wien. Und in Deutschland bildete sich ein Bund von

protestantischen Fürsten, die bereit waren, ihre religiöse Freiheit selbst gegen den Kaiser zu verteidigen.

Sogar in der Wissenschaft, die in der Buchdruckerkunst ein wirksames Verbreitungsmittel gefunden hatte, bereiteten sich neue Dinge vor. Man begann, sich von den Fesseln alter Autoritäten frei zu machen und tiefer in die Geheimnisse der Materie einzudringen. Kopernikus schuf die Grundlagen eines neuen astronomischen Systems, das die Sonne in den Mittelpunkt der Welt stellte. In der Heilkunde war Theophrastus Paracelsus, der „Arzt aus reiner Menschlichkeit“, als Reformator erstanden; er hatte der Medizin neue Wege erschlossen und der Chemie die Aufgabe gestellt, dem Arzt neue Heilmittel aus Pflanzen und Mineralien zu liefern.

Die Menschen jener Zeit, und besonders ihre großen Männer, waren Kämpfer um neue Ideale, Bannerträger revolutionierender Gedanken; aber doch waren sie noch nicht ganz frei von den starken Bindungen an das Mittelalter. Der Teufel war ihnen nicht nur Symbol, sondern leibhaftige Wirklichkeit, und ihre Vorstellungswelt war immer noch bevölkert von guten und bösen Geistern, von Hexen, Kobolden und anderen Fabelwesen. Paracelsus, der die Schriften der alten Ärzte öffentlich verbrannte, lehrte, dass die Astrologie eine der vier Säulen sei, auf denen die Medizin ruhe. Er glaubte an den in der Retorte erzeugten Homunkulus, an Nachtgeister, die Kinder erzeugten, an Hexen, die mit dem Teufel verkehrten, und an andere unnatürliche Monstren. So ragte noch immer das Alte in das Neue hinein, Aberglaube und Vernunft fanden sich in seltsamem Gemisch zusammen, und die erregenden äußeren Geschehnisse verschärften noch die in allen Lebensbereichen herrschende Spannung ...

Auch die benachbarte Schweiz wurde von dieser allgemeinen Unruhe erfasst. Man hatte wohl anfangs

geglaubt, in der Geborgenheit stiller Täler und wohlhabender Städte vor dem Ansturm der neuen Ideen sicher zu sein. Aber auch dort war die Zeit zu grundlegenden Änderungen reif geworden. In Zürich hatte Ulrich Zwingli Kirche und Politik gereinigt, und von dort war die Reformation rasch in andere Kantone vorgedrungen, nach Bern, nach St. Gallen, in den Thurgau und nach Basel. Als sich in den alten Kantonen der Vierwaldstätter ein heftiger Widerstand gegen die Neuerungen erhob, drohte ein blutiger Bürgerkrieg die sonst so einige Eidgenossenschaft in zwei feindliche Lager zu spalten. Auch die Stadt Basel, deren Bürger das gemächliche Leben, den wohlverworbenen Besitz und den heiteren Lebensgenuss liebten, war nun der Schauplatz von Aufruhr und leidenschaftlicher Erregung geworden. Dem Züricher Beispiel folgend entfernte man die Bilder aus den Kirchen, sang deutsche Psalmen, änderte die Verfassung und verdrängte den katholischen Einfluss in Kirche und Verwaltung. Die Entzweiung zwischen den Bruderkantonen wurde mit wachsender Besorgnis verfolgt; man riet zum Nachgeben, um den offenen Ausbruch des Kampfes zu vermeiden.

Im August des Jahres 1531 erschien am nächtlichen Himmel der Schweiz ein Komet von auffallender Helligkeit. Er versetzte die geängstigten Gemüter in neue Aufregung. Hatte ihn Gott als Warnungszeichen oder als Zuchtrute gesandt? Kündete er nicht nach uraltem Glauben Krieg, Not und Pestilenz an? Drei Monate später sollten sich die unheilvollen Prophezeiungen auf dem Schlachtfeld von Kappel erfüllen, als die Banner Zürichs dem Ansturm der Bauern und Hirten aus den Waldstätten erlagen, als Zwingli den Todesstoß erhielt, als sein Leib gevierteilt und verbrannt und seine Asche in alle Winde zerstreut wurde.

Am 6. August dieses bewegten Jahres wurde dem Goldschmied Jakob Thurneysser und seiner Frau Ursula in

der reformierten Pfarrkirche von St. Leonhard zu Basel ein Sohn auf den Namen Lienhart getauft.

Die Baseler Familie der Thurneysser stammte, wie man sagte, aus Frankreich. Bevor Jakob Thurneysser sesshaft geworden war, hatte er ein unruhiges Leben geführt. Als Wandergeselle und als Soldat in piemontesischen Diensten war er weit in der Welt herumgekommen und vom Schicksal nicht gerade sanft angefasst worden. Schließlich war er in Basel ein ehrsamer Handwerker und Bürger geworden, der es nicht liebte, an die bewegte Vergangenheit erinnert zu werden. Ein Stiefsohn aus erster Ehe seiner Frau, David Ritter, hatte sich schon früh als Goldschmied selbstständig gemacht. Mehr Sorge bereitete den Eltern der älteste Sohn, Alexander Thurneysser. Von Natur träge und strebsam, war er schon in der Schule ein Tunichtgut gewesen. Der Vater hatte ihn zu einem strengen Meister in die Lehre gegeben, aber schon nach wenigen Wochen war Alexander aus der Werkstätte entwichen. Er war in schlechte Gesellschaft geraten und trieb sich oft nächtelang in der Stadt herum. Mit banger Sorge sah Jakob Thurneysser den Ältesten aus der väterlichen Zucht auf Abwege entgleiten.

Nun war dem Ehepaar Thurneysser der zweite Knabe geboren worden, und die ganze Liebe der Eltern, alle ihre Hoffnungen und Erwartungen wandten sich dem Spätgeborenen zu. Lienhart — sie nannten ihn Leonhard — wuchs zu einem hübschen und aufgeweckten Knaben heran, der von gutmütigerem Charakter und verständigerer Lebensart zu sein schien als der ältere Bruder. Der Vater nahm ihn früh in die Lehre und hatte seine Freude an der raschen Auffassungsgabe und der Geschicklichkeit des Jungen, der ihm bald ein brauchbarer Gehilfe wurde. Leonhard hatte nicht nur handwerkliches Geschick, sondern besaß auch guten Geschmack in künstlerischen Dingen. Er wusste einem Edelstein die richtige Fassung zu geben, er gab gute Ratschläge, wenn einem Kunden die Wahl beim

Kauf eines Schmuckstückes schwerfiel, er erlernte das Wappenstechen und wusste den Gravuren auf den großen Siegelringen der Ratsherren und Kaufleute einen eleganten Schwung zu geben, der vom Herkömmlichen abwich. Schon begann es sich bei den Baslern herumzusprechen, dass man in der Thurneysserschen Werkstätte am besten bedient wurde ...

Aber Leonhard wurde nicht nur ein guter Goldschmied, sondern besaß außerdem einen erstaunlichen Wissensdurst, den der Vater bald nicht mehr befriedigen konnte. Wenn sie zusammen in der Werkstätte saßen, geschah es oft, dass der Sohn Fragen stellte, auf die der Alte die Antwort schuldig bleiben musste. Wo kommen Gold und Silber her? Wie werden die Metalle gewonnen? — das waren Fragen, die der Vater noch einigermaßen beantworten konnte. Schwieriger wurde es aber schon, wenn Leonhard nach den Namen der Pflanzen oder Käfer fragte, die er vom Sonntagsausflug mitbrachte, oder wenn er gar wissen wollte, was „trinkbares Gold“ sei oder welche Bewandnis es mit dem „Stein der Weisen“ oder dem „Lebenselixier“ habe. Mit einem brummigen „Wer kann das alles wissen!“, musste der Vater dann diese Neugier enttäuschen.

War es ein Wunder, dass Leonhards gläubiges Vertrauen zur Weisheit des Vaters allmählich dahinschwand? Da sein Wissensdurst hier keine Nahrung mehr fand, trieb es ihn zu anderen Quellen der Anregung und Belehrung. Da wohnte, schräg gegenüber, ein gewisser Doktor Huber, der dort eine beachtliche medizinische Praxis ausübte. Von der Straße aus konnte man in einen geheimnisvollen Raum sehen, in dem der Doktor abends, wenn die Sprechstunden vorbei waren, mit merkwürdigen Gläsern und Instrumenten hantierte. Leonhard, der jetzt vierzehn Jahre alt war, hatte oft vor dem Fenster gestanden und zugeschaut, und als ihn eines Tages der Arzt hineinrief und fragte, ob er ihm helfen wolle, da hatte er mit Herzklopfen ein schüchternes „Ja“ gestammelt.

Dies Angebot des gelehrten Mannes erschloss ihm ein lange ersehntes Paradies. Mit Ungeduld erwartete er jetzt jedes Mal den Feierabend, um aus der Werkstätte in das Laboratorium des Arztes zu eilen. Er betrat es stets mit einem fast feierlichen Gefühl, in das sich ein leichter Schauer von staunender Beklemmung mischte. Da standen in langen Reihen die sauber etikettierten Flaschen mit geheimnisvollem Inhalt, da gab es blitzende Mörser, abenteuerlich geformte Gläser, Trichter in den verschiedensten Größen, Tiegel, Zangen und andere chemische und medizinische Instrumente. In der Mitte des Raumes hing ein ausgestopftes Krokodil, das ihm die Angst über den Rücken rieseln ließ. Im anstoßenden Zimmer waren in langen Reihen die Bücher des Gelehrten aufgestellt; wie konnte ein Mensch — so dachte Leonhard manchmal — alle diese dickleibigen Folianten durchlesen?

Die anfängliche Scheu des Knaben war bald überwunden. Doktor Huber hatte ihn zuerst die Gläser spülen und Bücher und Apparate abstauben lassen. Aber bald merkte er, dass man den Jungen zu nützlicherer Arbeit gebrauchen konnte. Er lehrte ihn die einfachsten chemischen Handgriffe, er ließ ihn filtrieren, extrahieren und destillieren, er zeigte ihm, wie man Pflanzen trocknet und Arzneien nach Vorschrift herstellt. Leonhard war ein gelehriger Schüler, und der Arzt musste immer wieder darüber staunen, mit welcher Unersättlichkeit er Fragen stellte und mit welchem Eifer er das Gehörte in sich aufnahm. Es dauerte nicht lange, da erlaubte ihm Huber, hin und wieder ein Buch aus der Bibliothek mit nach Hause zu nehmen. Mit glühender Begeisterung durchblätterte er nun beim Kerzenschein die Kräuter- und Destillierbücher mit den schönen Holzstichen und freute sich, wenn er das Bild von Pflanzen oder alchemistischen Geräten entdeckte, die er schon kannte. Mit dem Lesen des Textes freilich haperte es, da die Bücher meist lateinisch geschrieben waren und die deutschen Texte

unverständliche Ausdrücke und seltsame Zeichen enthielten, deren Sinn ihm verborgen blieb.

Er hatte dem Vater kein Hehl aus seinen abendlichen Besuchen beim Doktor Huber gemacht. Der Goldschmied war allerdings nicht besonders erfreut über Leonhards alchemistische Neigungen. „Es bringt dich ab vom ehrbaren Handwerk“, sagte er, „und führt zu frevelhaften Künsten. Denk’ an den Doktor Paracelsus, der die Kranken mit seinen Giften zu Tode geheilt hat; er ist zeitlebens ein armer Landstreicher geblieben und arm und verlassen in der Fremde gestorben“. Leonhard schwieg und dachte nach; aber am Abend sah ihn der Vater wieder im Hause des Doktors verschwinden.

Der Doktor war gerade dabei, die Bestandteile einer Medizin in einer Reibschale zusammenzumischen. „Mellis crudi ein halb Pfund, Terpentinae ein viertel Pfund, succi parthenionis ein viertel, croci martis zwei Lot“ murmelte er vor sich hin, ohne aufzusehen. Als Leonhard sich respektvoll räusperte, stand er auf. „Reib’ weiter, Leonhard“, sagte er, „bis es in eins zusammenfließt, dann lass es eine Viertelstunde auf dem Balneum Mariae kochen; gibt eine gute Arznei für Wunden und offene Schäden. Dann setzte er sich in den Lehnstuhl, der in dem Fenstererker stand, und vertiefte sich in ein Buch.

Leonhard rieb fleißig weiter. Seine Gedanken waren noch bei Paracelsus, aber er wagte den Arzt jetzt nicht danach zu fragen. Erst als dieser das Buch zuklappte und seine Brille abnahm, wandte er sich schüchtern um und sagte:

„Ist es wahr, dass der Doktor Paracelsus seine Kranken gemordet hat?“ Huber sah den Knaben erstaunt an: „Wer sagt das?“ „Der Vater“, erwiderte Leonhard kleinlaut. „Er sagt auch, dass der Paracelsus ein elender Landstreicher gewesen sei ...“

Der Arzt schüttelte unwillig den Kopf: „Theophrastus Paracelsus ist der größte von allen Ärzten, die je gelebt haben; gegen ihn bin ich ein Stümper ... Dass er die Welt durchfahren hat, ist wahr, und er hat sich sogar dessen gerühmt. Er hat viele Hunderte von Menschen geheilt, arm und reich, hoch und niedrig, in allen Ländern; hat alle Krankheiten studiert, aber nicht aus den Büchern, sondern am Corpus und in natura; er hat die Geheimnisse der Pflanzen und der Mineralien erforscht, die Gott hineingelegt hat, damit sie erkannt werden zum Nutzen der Menschen. Aber die Menschen haben es schlecht gelohnt, haben ihn von einer Stadt zur anderen gejagt und als Giftmischer verleumdet. Auch die Baseler ...“

Und nun erzählte er, wie er als Student den Paracelsus in Basel kennengelernt hatte, wie er sein Schüler geworden war, wie er ihm alles verdankte, sein ganzes Wissen und seine ganze Begeisterung für die medizinische Kunst. Er erzählte von der wunderbaren Heilung des Buchdruckers Frobenius, den die anderen Ärzte aufgegeben hatten, von der tückischen Hetze gegen den erfolgreichen Forscher, von seiner heimlichen Flucht ins Elsass, von seinen Wanderfahrten auf allen Landstraßen Europas, von seinen Triumphen und seinen Demütigungen.

Leonhard hörte mit heißem Kopf zu. Das Schicksal des Paracelsus hatte ihn seltsam erregt und ihm den Blick in eine neue Welt eröffnet, die ihn gleichzeitig lockte und erschreckte. Er begriff dunkel, dass die Wege der Menschen verschieden sind: Die einen werden Goldschmiede, Gerber oder andere ehrsame Handwerker, oder gar wohlhabende Ratsherren, stehen mit beiden Füßen fest auf der Erde und sind zufrieden und glücklich — und die anderen hängen ihr Sinnen und Trachten an irgendein großes Gedankenwerk —, einen neuen Glauben oder eine Philosophie von Himmel und Erde oder an die Kunst, die Menschen gesund zu machen —, bleiben zeitlebens in Unruhe und Gefahr und sterben

elendiglich, wie der Zwingli bei Kappel oder der Paracelsus in Salzburg. Wofür soll man sich entscheiden? Kann man nicht beides tun, berühmt werden, große Dinge verrichten, reich werden und zufrieden bleiben bis an sein Ende?

Er versuchte mit ungelassenen Worten dem Doktor Huber die zwiespältigen Gedanken klarzumachen, die ihm durch den Kopf gingen. Der Arzt hörte ihm lächelnd zu. Dann nahm er seine Brille ab, begann die dicken Gläser mit einem Tuch zu putzen und sah Leonhard mit durchdringenden Blicken an: „Wirst schon selbst dahinterkommen, Büble, dass die Dinge im Leben nicht einfach sind. Aber merk' dir eine Formula, die auch vom Paracelsus stammt: Besser ist Ruh' denn Unruhe —, doch nutz er Unruh' denn Ruh'...“

In den nächsten Tagen musste Leonhard viel an dies Wort denken, das ihm keine Antwort auf seine Frage gab. Das Leben schien wirklich Rätsel aufzugeben. Inzwischen hatte er ein neues Erlebnis gehabt, das ihn ebenso beschäftigte wie das Laboratorium Dr. Hubers. Beim Durchstöbern seiner Bibliothek war er auf ein anatomisches Werk gestoßen, das sauber geschnittene Bilder vom menschlichen Körper und seinen Organen enthielt. Mit leichtem Schauer betrachtete er immer wieder das Gerippe der Knochen, das Netzwerk der Adern und die verzweigten Stränge der Muskeln. Er begann seinen eigenen Körper zu entdecken, er befühlte seine Muskeln und Rippen, verfolgte den Lauf seiner Adern und verglich alles mit den Bildern. Der Verfasser des Buches hieß Vesalius, und zur freudigsten Überraschung erfuhr Leonhard, dass dieser gelehrte Mann an der Baseler Universität Vorlesungen hielt.

Nun ruhte er nicht eher, bis der Vater ihm die Erlaubnis gegeben hatte, sich eine solche Vorlesung anzuhören. Er hatte sich unter den Schwarm der Studenten gemischt, die vor dem Hörsaal des Professors auf Einlass warteten, war mit Herzklopfen an dem Pedellen vorbei geschlüpft und saß

nun voller Unruhe auf seiner Bank. Aber die Vorlesung wurde eine große Enttäuschung. Der berühmte Gelehrte sah wie ein gewöhnlicher Mann aus, er trug in einem einschläfernden Ton vor, und von seiner mit lateinischen Ausdrücken gespickten Rede verstand Leonhard kaum ein Wort.

Er kam sehr niedergeschlagen nach Hause. Das beschämende Gefühl seiner Unwissenheit bedrückte ihn. Würde er je ein großer Arzt werden können? Irgendetwas, fühlte er, fehlte ihm dazu. Er hatte bis jetzt geglaubt, mit Lust und Liebe könne man die Wissenschaft gleichsam spielend begreifen, so wie er das Goldschmiedehandwerk beim Vater und die chemischen Handgriffe beim Dr. Huber erlernt hatte. Aber offenbar war noch mehr dazu nötig, ein Gelehrter zu werden: Ein beharrlicher Fleiß und ein gezügeltes Denken, das sich nicht von der Fantasie überwältigen ließ. Was ihn bisher an der Wissenschaft angezogen hatte, war das Anschauliche, das Bunte, das Erregende. Wenn er in den alchemistischen Schriften von feurigen Drachen, vom roten Leu und von der weißen Lilie las, dann war das für ihn Wirklichkeit gewesen, nicht Gleichnis. Jetzt dämmerte die Ahnung in ihm auf, dass die wahre Wissenschaft nicht nur Gefühl und Begeisterung forderte, sondern vor allem Verstand und Können. Wo allerdings das eine aufhörte und das andere anfang, darüber war er sich nicht klar.

Jedenfalls begann er jetzt Latein zu lernen, unsystematisch und sprunghaft, wie sein ganzes Studium war. Eine Zeit lang interessierte ihn die Mythologie der Griechen und Römer; dann las er tagelang in der Bibel und berauschte sich am Pathos des Alten Testamentes. Ein erstaunliches Gedächtnis befähigte ihn, das Gelesene im Kopf zu behalten und bei passenden und unpassenden Gelegenheiten wieder von sich zu geben. „Leonhard, gib acht auf den Schwatzteufel!“, pflegte der Vater zu warnen,

wenn er nicht aufhören wollte, klassische Zitate oder Bibelstellen schwungvoll vorzutragen, die er, ohne sich einer Lüge bewusst zu sein, als eigene Eingebung empfand.

Am meisten beschäftigten ihn aber das Schicksal und die Lehren des Paracelsus. Es gab von ihm nur wenig gedruckte Schriften, aber Huber besaß einige seiner Manuskripte, und einer seiner Freunde, ein Apotheker aus Colmar, lieh ihm manchmal weitere Aufzeichnungen aus, die Paracelsus seinen Schülern diktiert hatte. So lernte Leonhard den großen Arzt aus seinen Werken kennen und mit der Begeisterung der Jugend lieben und verehren. Was für ein wunderbarer Mensch musste dieser Paracelsus gewesen sein! Der hatte auch nichts von verstaubter Professorenweisheit wissen wollen, sondern mit dem Staunen eines Kindes im bunten Buch der Natur gelesen und das, was er gläubig erschaut, in einer Sprache offenbart, die man verstehen konnte und die den Dingen doch nicht den geheimnisvollen Schimmer ihres göttlichen Ursprungs raubte. Paracelsus tröstete ihn, wenn ihm Zweifel an der Berufung kamen, die er immer stärker in sich fühlte: ein großer Arzt zu werden!

Noch hatte er diesen Wunsch keinem Menschen laut werden lassen, auch nicht dem Vater, der schon mit Besorgnis die Entwicklung seines Sohnes verfolgt hatte. Leonhard war verschlossener geworden, der Zwiespalt zwischen seinen stillen Wünschen und den Absichten und Erwartungen des Vaters lag ihm schwer auf der Seele, und es fehlte ihm der Mut, den häuslichen Frieden, in den schon der Bruder genug Missklang brachte, nun auch noch zu stören.

Am Vorabend seines sechzehnten Geburtstages rang er sich zu dem schweren Entschluss durch, dem Vater zu gestehen, dass er nicht mehr Goldschmied bleiben, sondern in die Welt hinausziehen wolle, um die ärztliche Kunst und

die Alchimie zu erlernen. Ihn hatte plötzlich die Angst erfasst, die Zeit könne von Jahr zu Jahr verrinnen, bis es zu spät sei; mit seinen sechzehn Jahren kam er sich schon entsetzlich alt vor. Und ein Wort des Paracelsus, das ihm wie Musik in den Ohren klang, hatte ihm Mut gemacht: „Denn die Dinge sind alle der Wille Gottes — darum soll der Mensch unerschrocken sein.“

Es wurde ein trauriger Geburtstag. Der Vater hatte ihn entgeistert angeblickt: „Du Narr!“ — das war das einzige Wort, das an diesem Tage über seine Lippen kam. Alexander spöttelte. Die Mutter weinte still in sich hinein. Und an den folgenden Tagen lag ein unheilvolles Schweigen über der Familie.

Eine ganze Woche war so vergangen, ohne dass zwischen Vater und Sohn ein Wort gewechselt wurde. Da geschah es, als sie beide verstimmt bei ihrer Arbeit saßen, dass der Goldschmied mit einem Ruck aufstand, einen tiefen Atemzug tat, seinen Schemel ergriff und ihn wütend an die Wand schmetterte, sodass die Holzsplitter umherflogen. Starr, mit großen Augen, blickte ihn Leonhard an, wie er am ganzen Leibe zitternd, mit geballten Fäusten, vor ihm stand. Da entspannte sich plötzlich das wuterfüllte Gesicht des Vaters, und seine Arme sanken müde herab. „Leonhard“, sagte er mit kraftloser Stimme, „wenn du uns verlassen willst —, ich halte dich nicht ...“ Dann ging er mit schweren Schritten aus der Werkstatt.

Nun war also der lange ersehnte Augenblick gekommen! Aber wie anders hatte ihn sich Leonhard vorgestellt! Jetzt, da die Tür in die weite Welt offen stand, der Weg in das Leben der Abenteuer und Kämpfe vor ihm lag —, jetzt ergriffen ihn bange Zweifel, und eine lähmende Traurigkeit legte sich auf seine Seele. Er fühlte noch den unsagbar hoffnungslosen Blick des Vaters auf sich ruhen, er sah noch seine gebeugte Gestalt in der Tür verschwinden ... Wie

schwer war das Leben! Wie unbegreiflich, dass sich Menschen wehtun konnten, die sich liebten! Eine erste Ahnung stieg in ihm auf, dass das Leben Enttäuschungen bringt, dass Träume sich nicht verwirklichen und Hoffnungen zerrinnen können ... Leonhard grübelte lange, hin- und hergerissen zwischen heißem Lebensdrang und Sehnsucht nach Geborgensein. Schließlich siegte die Schicksalsfurcht, und die Verkrampfung seines Herzens löste sich. Er ging zu seiner Mutter, streichelte ihr das Haar und sagte leise: „Ich bleibe daheim, Mutter ...!“

WIRRNISSE DER JUGEND

Seit dem Tage, an dem Leonhard das Schifflin seines jungen Lebens wieder in den sicheren Hafen des Elternhauses zurückgesteuert hatte, war er nicht glücklicher geworden. Ein Tag verrann wie der andere im Gleichmaß der Arbeit, und die Dinge, die ihm bisher das Leben mit Freude und Spannung erfüllt hatten — die spielerische Beschäftigung mit Büchern und Laboratorium, der Umgang mit Dr. Huber und die beglückenden Ausflüge seiner Fantasie in eine abenteuerliche Zukunft —, lagen nun in selbst gewollter Ferne, unerreichbar und ängstlich gemieden. Schon nahte wieder einmal der Herbst, die Nebel zogen vom Rhein her durch die Gassen der Stadt, und der wilde Wein am väterlichen Haus begann sich zu röten.

Es war einer jener trüben Nachmittage, an denen die Menschen die Melancholie der Einsamkeit überfällt, an denen eine innere Unruhe sie aus dem unerträglich gewordenen Zimmer vertreibt und durch die Gassen der Stadt irren lässt, nur um andere Menschen zu sehen, die ebenso einsam sind wie sie ...

Leonhard hatte unlustig seine Arbeit beendet. Er hielt eine zierliche goldene Halskette in der Hand,

deren Schloss er in Ordnung gebracht hatte, hängte einen Zettel daran, auf dem der Name „Margarete Müllerin“ stand, und schickte sich an, die Werkstatt zu verlassen, in die schon der frühe Abend hinein dämmerte. Der Vater unterbrach seine Arbeit, prüfte die Kette mit anerkennendem Kopfnicken und sagte, zu seinem Sohn auf blickend:

„Wenn du schon in die Stadt gehen willst, nimm das Kettlein mit und bring' es der Müllerin!“

Leonhard wickelte das Kettchen ein und ging.

Seine Stimmung war bedrückt, ebenso grau wie der Herbstabend, der ihn draußen empfing. Seine Gedanken wandten sich, so sehr er sich auch dagegen sträubte, der Zukunft zu. Er sah sein Leben sich nach unabänderlichem Plan abrollen; Tag für Tag würde er auf seinem Holzstuhl in der Werkstatt sitzen, mit sehnsüchtigem Blick von Zeit zu Zeit den weißen Wolken nachsehen, die draußen vorbei segelten, und sonntags in der Zunft mit gleichgültigen Menschen über gleichgültige Dinge sprechen. Immer im selben Trott, immer in derselben Stadt, immer mit denselben Menschen ... Und eines Tages würde er mit grauen Haaren immer noch an der gleichen Stelle sitzen und an goldenen Ketten und Ringen feilen und biegen und löten, genauso wie heute der alte Vater ... Nein, dachte er verzweifelt, ich kann es nicht!

Plötzlich musste er an seinen Bruder Alexander denken, den leichtsinnigen Burschen, den er bisher im Stillen eigentlich stets verachtet oder bedauert hatte. War Alexander nicht eigentlich besser dran als er? Der dachte nicht an die Zukunft, der lebte in der Gegenwart und packte das Leben am Schopfe, wo er es fand. Und er, Leonhard, ließ das Leben aus den Händen gleiten ...

Unter so unzufriedenen Selbstgesprächen war er am Hause der Witwe Müller angelangt. Er stieg die knarrende Treppe hinauf und klopfte an die Tür, die sich bald leicht öffnete. Am liebsten hätte er sein Päckchen mit wenig Worten in den schmalen Spalt der Tür hineingereicht. Aber da stand schon eine junge Frau vor ihm und bat ihn mit freundlichem Lächeln, einzutreten.

„Ihr seid der junge Thurneysser und bringt mir mein Kettlein?“ , fragte sie, indem sie ihm einen ermunternden Blick zuwarf; „so kommt doch herein und lasst sehen, ob Ihr's gut gemacht habt!“

Ganz gegen seinen Vorsatz folgte ihr Leonhard durch den halbdunklen Vorraum in ein von zwei Kerzen behaglich erhelltes Zimmer. Es sah etwas unordentlich darin aus, auf einem breiten Bett lagen Kleidungsstücke verstreut, aus einem Nähkorb auf dem Tisch vor dem Fenster quollen Bänder und Fäden heraus, über der Stuhllehne hing eine Frauenhaube, und der Boden war mit bunten Stoffresten bedeckt. Ein wenig verwirrt von der Intimität des Raumes, von dem leichten Lavendelduft, der auf ihn einströmte, und von den strahlenden Augen der jungen Frau stand Leonhard stumm vor ihr und vergaß ganz, sein Päckchen abzugeben. Sie nahm es ihm lachend aus der Hand, und ihr übermütiger Blick glitt nicht ohne Wohlgefallen über die schlanke Gestalt des Jünglings. Als ihre Hand die seine berührte, schoss ihm eine Röte in die Wangen; sein Herz klopfte so laut, dass er glaubte, sie müsste es hören können.

Während sie den Schmuck aus der Umhüllung wickelte, brachte er immer noch kein Wort heraus. „Sehr höflich seid Ihr gerade nicht“, rief sie vom Spiegel her, der neben ihrem Bett hing, „wollt Ihr mir nicht helfen? Ich bringe das Schloss nicht auf.“

Schüchtern kam er näher.

„So, jetzt ist es doch aufgegangen“, sagte sie, „aber jetzt könnt Ihr mir eigentlich helfen, es wieder zuzumachen!“

Damit legte sie sich die Kette um den Hals und sah sich mit gut gespielter Hilflosigkeit nach ihm um. Er trat trotzig noch etwas näher und drückte das Schloss zu. Als seine Finger den warmen Nacken und das feine Gekräusel der Haare fühlten, durchrieselte ihn ein wohliger Schauer, und

unwillkürlich schmiegte sich seine Hand an ihre Haut. Sie hielt, während er sie berührte, ganz still, und als er in dem Spiegel ihr Bild sah, trafen sich ihre Blicke.

Ihre Augen waren von einem unbestimmten Blau, das nach Violett hin schimmerte. Sie strich sich eine blonde Haarsträhne von der Stirn, zupfte an dem Ausschnitt ihres schwarzen Taftkleides und zog die goldene Halskette etwas tiefer herab, sodass sie sich weich an die Wölbungen ihrer runden Brüste legte. Plötzlich wendete sie ihm ihr Gesicht zu, griff in seine braunen Locken und küsste ihn auf den Mund ... Als Leonhard an diesem Abend — sehr spät — das Haus der jungen Witwe verließ, durchströmte ihn ein nie gekanntes Glücksgefühl. „Bin ich noch der gleiche Mensch“, dachte er, „der vor wenigen Stunden am Leben verzweifeln wollte?“ Jetzt lag die Zukunft im Zauberlicht einer neuen Wirklichkeit, vor der alle Träume der Kindheit verblassten. Die hochfliegenden Pläne, auf die er schweren Herzens verzichtet hatte, waren endgültig vergessen. Neue Aufgaben, neue Verheißungen tauchten auf; er fühlte sich stark und mutig, das Leben zu meistern und alle Widerstände zu brechen, die sich ihm entgegenstellen könnten. Das Ziel war des Kampfes wert: Margret, die schöne Margret, — Margret ganz und gar und für immer! Sein Entschluss stand fest: Er würde Margret heiraten ...

Für die junge Witwe war jenes abendliche Erlebnis nur ein kleines Abenteuer gewesen wie viele andere. Aber Leonhard nahm es ernster. Er sah sie jetzt jeden Tag, und sein Werben wurde immer stürmischer. Anfangs behandelte sie ihn wie einen verliebten Jungen, und als er ihr eines Tages von Ehe sprach, hielt sie sich laut lachend die Ohren zu. Sie hatte vor kaum einem Jahre ihren Mann verloren, der bedeutend älter gewesen war als sie. Er hatte ihr ein kleines Vermögen hinterlassen, das ihr Vormund Lorenz Uli verwaltete. Die knappe Rente, die sie erhielt, zwang sie zu Einschränkungen, die ihr wenig zusagten. "Wenn sie ihren

verstorbenen Ehemann mit ihrem neuen jugendlichen Verehrer verglich, fiel dieser Vergleich allerdings sehr zugunsten des Letzteren aus. Kurz, es gab immerhin Gründe, die für eine Heirat mit dem hübschen Goldschmiedesohn sprachen. Schließlich schwand ihr Widerstand vor seinem ungestümen Drängen dahin.

Die Hochzeit des Siebzehnjährigen mit der fünf Jahre älteren Witwe gab den Klatschbasen beiderlei Geschlechts im ganzen Stadtviertel der St.-Leonhard-Pfarrei Gesprächsstoff für Monate. „Das kann nicht gut ausgehen!“, war die allgemeine Ansicht. Und in der Tat sickerte es nach einiger Zeit durch, dass auf den kurzen Frühling von Leonhard und Margrets Ehe die ersten Schatten gefallen waren.

Margrets Vormund fand sich öfters in der Wohnung der Neuvermählten ein, als es Leonhard lieb war. Trieb ihn wirklich die „väterliche Freundschaft“, auf die er sich gern zu berufen pflegte, zu diesen häufigen Besuchen bei seinem hübschen Mündel? Er war immerhin ein stattlicher Mann in den besten Jahren, und Leonhards Argwohn wuchs. Eines Tages — Leonhard war unvermutet früher aus der Werkstatt heimgekommen — gab es einen hässlichen Auftritt, der damit endete, dass er den unerwünschten Besucher die Treppe hinunterwarf. Margret hatte stumm, mit unschuldigen Kinderaugen, dieser Szene beigewohnt; als sie ihrem Mann schüchterne Vorwürfe wegen seiner Gewalttätigkeit machte, hatte er sie mit einem wütenden Blick, den sie noch nie an ihm gesehen hatte, angeblitzt und mit einem plötzlichen Griff ihr Handgelenk gepackt, sodass sie vor Schmerz aufschreien musste.

Der Vormund ließ sich nicht mehr sehen. Aber Leonhards Eifersucht war nun einmal geweckt und brannte weiter, wenn auch in raschem Wechsel von Hass und, Liebe die Eintracht notdürftig wiederhergestellt zu sein schien. Die

junge, lebenslustige und verschwenderische Frau kam sich beaufsichtigt und eingesperrt vor und gab dies öfters ihrem misstrauisch gewordenen Mann zu erkennen. Er aber glaubte in ihrer Unzufriedenheit wieder neue Anzeichen und Beweise der Untreue zu sehen, sodass die gegenseitigen Vorwürfe immer häufiger wurden. Zu diesen dauernden Ehezwistigkeiten kamen nun auch noch Geldsorgen. Die Kosten des Haushaltes stiegen mit den Ansprüchen Margrets. Wozu hatte sie ihn geheiratet, wenn er nicht ihre Wünsche nach schöneren Kleidern erfüllen konnte? Aber das Handwerk ging schlecht in jener Zeit, wer hatte noch Geld für Gold- und Silbertand, wenn Krieg und Teuerung drohten! Von Margrets Vormund war aus verständlichen Gründen keine Hilfe zu erwarten und den Vater um Geld anzugehen, dazu war Leonhard zu stolz. So begann man Schulden zu machen. Einmal mussten ja wieder bessere Zeiten kommen ...

Manchmal, wenn die Gläubiger gar zu sehr drängten, hatte Leonhards wohlhabender Freund Johann Calderin, genannt Schönengel, aus der Not geholfen. Dieser Jüngling lebte sorglos vom Geldbeutel seines Vaters, der ein angesehenener Ratsherr und Kaufmann war. Aber eines Tages wurde ihm diese Quelle verstopft. In dieser ungewohnten Lage erinnerte sich Schönengel der kleinen Darlehen, die er von Zeit zu Zeit Leonhard gegeben hatte, und erbat von ihm mit schonender Liebenswürdigkeit die Rückgabe des Geldes. Schamrot musste ihm Leonhard die Unmöglichkeit der Rückerstattung des Geliehenen eingestehen. Doch der Jüngling wusste Rat. Schon am nächsten Tage erschien er wieder bei Leonhard und übergab ihm einen silbernen Becher, über dessen Herkunft er sich nicht weiter ausließ. „Um einen kleinen Gefallen möchte ich dich bitten“, sagte er lächelnd, „damit uns beiden geholfen wird: Sei so freundlich und versetze mir den Becher, bis ich wieder Geld zum Auslösen des Pfandes haben werde, — ich möchte meines

Vaters Namen nicht in die Händel bringen; wenn ein Goldschmied dergleichen versetzt, fällt es nicht weiter auf..

Es ging Leonhard zwar durch den Sinn, dass seines eigenen Vaters Name wohl ebenso viel Rücksicht verdiene wie der des Rats Herrn, aber nach kurzem Zögern willigte er ein, froh, auf diese Weise wenigstens einen Gegendienst leisten zu können.

Das Pfandgeschäft lag in den Händen der Juden, die in Basel kein Niederlassungsrecht hatten. Wollte man Geld leihen, so musste man nach Weil gehen, einem kleinen Nachbarort in der Markgrafschaft Baden, wo die jüdischen Geldgeber wohnten. So pilgerte Leonhard also am nächsten Vormittag nach Weil, versetzte seinen silbernen Becher und lieferte das erhaltene Geld seinem Freunde ab.

Damit begann eine verhängnisvolle Kette von Pfandgeschäften. Denn Schönengels Mutter hatte das Fehlen des Bechers, der ein altes Familienstück war, bemerkt, im Hause war große Aufregung, und man trug sich mit dem Gedanken, den vermeintlichen Diebstahl bei der Polizei anzuzeigen, was unangenehme Nachforschungen mit sich bringen musste. Der junge Schönengel fand keinen besseren Ausweg aus der unangenehmen Lage, als die Auslösung des Bechers durch ein neues Pfand. Diesmal war es eine Elfenbeinschnitzerei, die er zu Hause in einer Truhe entdeckt hatte und deren Fehlen, wie er hoffte, nicht so bald bemerkt werden würde. Leonhard konnte die Bitte wieder nicht abschlagen, er versetzte den wertvollen Gegenstand, bezahlte von der erhaltenen Summe die Zinsen für das erste Pfand und brachte den Rest sowie den Becher seinem Freunde zurück. Im Laufe der nächsten Monate wiederholten sich diese zweifelhaften Pfandoperationen noch mehrmals: In der ständigen Furcht, das Fehlen der versetzten Gegenstände könnte bemerkt werden, ließ Schönengel immer ein Pfand durch ein anderes, noch kostbareres

auswechseln. Bis er eines Tages in den Besitz eines größeren Geldbetrages gelangte, mit dem nun das letzte Pfand ausgelöst werden sollte. Leonhard atmete auf; die ständigen Besuche beim Pfandleiher in Weil waren ihm schon recht lästig geworden, und er schwur, dass dies das letzte Mal sein sollte.

Aber es kam anders. Als er das Geld für den Goldpokal und die letzten Zinsen dem Pfandleiher auf den Tisch legte, verlangte dieser außerdem die Zinsen für alle vorher versetzten Gegenstände.

Leonhard sah ihn mit fassungslosem Erstaunen an, als er den ungeheuerlichen Betrag seiner angeblichen Schuld hörte: „Ihr irrt Euch“, sagte er erschrocken, „ich habe doch jedes Mal die fälligen Zinsen bezahlt!“ Der Alte schüttelte ruhig den Kopf: „Nach meinen Büchern habt Ihr sie nicht bezahlt! Ihr habt das wohl übersehen. Habt Ihr Quittungen, die mich Lügen strafen?“

Quittungen — nein, die hatte Leonhard in seiner Vertrauensseligkeit niemals gefordert! Leonhard geriet außer sich vor Empörung. „Ihr seid der erste, der meine Ehrlichkeit anzweifelt“, brüllte er den Alten an, der mit unerschütterlicher Ruhe immer nur wiederholte: „Zeigt mir die Quittungen, junger Herr!“

Weder durch Bitten - noch durch Drohungen war etwas zu erreichen. Im Gegenteil: Jetzt drohte der Pfandleiher, Leonhard bei der Baseler Zunft der Münzer und Goldschmiede anzuzeigen, wenn er nicht die aufgelaufenen Pfandzinsen in den nächsten Wochen bezahlen würde. Den Goldpokal gab er nicht heraus. Kochend vor Wut kehrte Leonhard unverrichteter Sache nach Hause zurück. An diesem Tage schien wirklich der Teufel seine Hand im Spiel zu haben! Der Vater empfing ihn mit Vorwürfen, weil er wieder einmal die Arbeit vernachlässigt hatte. Und der Bruder, der Zeuge der Auseinandersetzung war, sah ihn mit

schadenfrohem Blinzeln an. „Weißt du schon, Leonhard“, raunte er ihm boshaft zu, „was sie von der Margret erzählen? Sie soll ...“

Er konnte den Satz nicht beenden, denn Leonhard versetzte dem Bruder wütend einen Stoß und stürmte an ihm vorbei aus der Werkstatt. In seinem Zimmer versuchte er wieder zur Besinnung zu kommen. Margret war nicht da. Seine Unruhe wuchs, Alexanders Andeutung ging ihm durch den Kopf, mehr als die Weiler Angelegenheit. In einer plötzlichen Aufwallung von Eifersucht öffnete er Margrets Schmuckkästchen, das er ihr zur Hochzeit angefertigt hatte; es stand merkwürdigerweise auf dem Tisch, nicht wie sonst im Schrank, und der Schlüssel steckte im Schloss. Da lag zuoberst die goldene Kette, die für ihn Schicksal geworden war; „die Teufelskette“ — flüsterte er vor sich hin. Dann ein Armband, Glasperlen und anderer Tand. Und ganz unten ein Zettel, flüchtig bekritzelt. Er zog ihn heraus und las klopfenden Herzens. Es waren nur wenige Zeilen, ohne Unterschrift, — aber als er an die letzten Worte kam: „... ich habe ihn nach Weil geschickt ...“, lief es ihm kalt und heiß über den Rücken. „Schönengel!! — Margret!!“, keuchte er, und mit einem Krach flog der Schmuckkasten auf den Boden.

Er starrte minutenlang auf das Häufchen verbogenen Blechs, auf die Glasperlen und Spiegelscherben. Dann löste sich sein Schmerz, sein Zorn, seine Enttäuschung, sein bitteres Leid in einem Strom von Tränen auf, die ihm wie ein lindernder Balsam aus den Augen flössen ...

Als es zu dunkeln begann und Margret immer noch nicht zurückgekehrt war, verließ er das Zimmer, leise wie ein Dieb. Er hatte das Gefühl, als würde er es nie Wiedersehen.

Aber kurz vor Mitternacht kehrte Leonhard von seiner ruhelosen Wanderung durch die Straßen der Stadt in das väterliche Haus zurück. Leise öffnete er die Tür, schlich am

Zimmer, in dem die Eltern schliefen, vorbei in die Werkstatt und zündete eine Kerze an. Einen Augenblick horchte er noch, ob sich nichts rührte. Dann machte er sich daran, den seltsamen Plan auszuführen, den die Verzweiflung der letzten Stunden ihm eingegeben hatte.

Als Goldschmied war ihm bekannt, wie man Metalle vergoldet; er wusste auch, wie man Blei und Zinn und andere Metalle so zu einer Legierung zusammenschmelzen kann, dass diese ungefähr das gleiche Gewicht wie Gold erhält. Und nun begann er in nächtlicher Stunde mit Tiegeln und Zangen und Feilen fieberhaft zu arbeiten. Über einem Holzkohlenfeuer schmolz er in einem irdenen Gefäß das Metallgemisch zusammen und goss es in eine Form, in der es zu einem Barren erstarrte.

Dann zog er aus der Tasche Margrets Goldkette — wie gut, dass er sie in seiner Aufregung an sich genommen hatte! —, zerstückelte sie mit einer Zange und übergoss sie in einem Tiegel mit Quecksilber. Nachdem sich das Gold beim Erwärmen zum Amalgam gelöst hatte, überzog er kunstgerecht den Metallbarren mit einem dünnen Amalgambelag und verjagte das Quecksilber wieder durch Erhitzen. Eine Weile überlegte er: Würde ein Sachverständiger die plumpe Täuschung nicht merken? Da kam ihm ein Gedanke: In eine der Ecken des Barrens setzte er ein Klümpchen Gold ein, das noch von der Kette übrig geblieben war, glättete die Kanten sorgfältig und überzog alles noch einmal mit Goldbelag, sodass diese Ecke sich für ein fremdes Auge nicht von den anderen unterscheiden ließ. Nach nochmaligem Polieren lag vor ihm auf dem Tisch ein Barren, der in dem flackernden Licht der erlöschenden Kerze wie echtes Gold funkelte!

Nun kam noch eine letzte, schwere Aufgabe: der Abschiedsbrief an die Eltern. Beim Schein der Holzkohlenglut schrieb er, mühsam die wieder